Der Sonntagsgast.

Jahrgang 14. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 34.

Durch die Post.

Eine launige Erzählung von C. Fleischhauer.

„Kein Brief für mich da? Postlagernd Chiffre A. U. Nr. 15?“

Schon oft hatte der am Schalter diensthuende Postassistent Fritz Staudner die Frage von den rothen Lippen des vor ihm stehenden jungen Mädchens gehört. Doch wie immer, so auch heute.

„Nein, bedaure sehr, mein Fräulein!“

Enttäuscht wandte sich die junge Dame zum Gehen. Doch war's Täuschung, oder war's Wirklichkeit, es schien als ob die Blicke der jungen Leute auf Sekunden in einander hafteten.

„Adieu!“

„Empfehle mich!“

Das sind eigentlich Complimente, zu denen man für gewöhnlich im Postdienste keine Zeit hat!

* * *

Doch nun zunächst Ort und Personen der Handlung.

Ort: eine mitteldeutsche Badestadt mit regem Postverkehr und einem entsprechenden Gebäude dafür.

Personen: Fräulein Alma Uebrecht, deren Vater, Major a. D. Philipp Uebrecht, Fritz Staudner, Postassistent mit der Hoffnung auf Steigerung in seiner Lebensstellung.

Fräulein Alma ist eine mittelgroße Blondine mit allerliebstem Stumpfnäschen und Grübchen in den Wangen, die schon auf manches Jünglingsherz einen tiefgehenden Eindruck gemacht hat. Sie führt im Verein mit einer Aufwärterin ihrem Vater den Haushalt. Herr Uebrecht, wie gesagt, Major a. D. und Wittwer, hatte sich in der lebhaften Badestadt, die ihm manche zusagende Gesellschaft bot, niedergelassen und eine Etage der Villa, die der Post gerade gegenüber lag, gemiethet. Im Sommer machte er es, wie viele Miether des Städtchens, er ließ ab und zu einem besonders ihm sympathischen Kurgaste ein oder zwei Zimmer seiner Etage ab. Das gab zu der Pension immer einen nicht zu verachtenden Zuschuß. Wie gesagt, das geschah so vielfach.

Den Postassistenten Fritz Staudner haben wir eigentlich zur Genüge kennen gelernt. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß er ein schlank gewachsener Jüngling war, dem das Bärtchen auf der Oberlippe gut stand, der auf sein Aeußeres etwas gab und treu und gewissenhaft im Dienste, für seine Carriere nicht besorgt zu sein brauchte.

* * *

Es war im Nachsommer, als Fräulein Alma nun schon zum öfteren Male nach dem betreffenden postlagernden Briefe fragte. Der Dienst war zu Ende und Fritz Staudner saß in seinem Stübchen. Er hatte eine „Lange“ zwischen die schneeweißen Zähne geschoben und simulirte.

Was war das für ein Brief, nach dem die schöne Alma immer fragte?! Zum ersten, zweiten und dritten Male hatte Fritz ein kurzes „Nein“ als Antwort gehabt. Nach und nach war für die schöne Mädchengestalt das Interesse wach geworden. Und jetzt, nach einigen Wochen? Er konnte sich's nicht verhehlen, — er war verliebt. Mächtige Dampfwolken stiegen zur Decke seines Zimmers. Verliebt, wahrhaftig verliebt!

Wenn aber Einer verliebt ist und das Ideal seiner Seele fragt allwöchentlich nach einem postlagernden Briefe, so ist das gewiß kein Spaß. Ja der Brief! Fritz Staudner griff an seine Stirn. Er sann nach. Die Fragen nach dem Briefe, sie waren gekommen, nachdem der letzte und einzige Gast des Herrn Majors a. D. für diesen Sommer abgereist war. Ja, so war's. Aber das war doch ein Herr in gesetztem Alter gewesen, wie sie der Major sich immer aussuchte. Hätte er doch einmal auf die Hand des Herrn gesehen, ob sie jenen kleinen Goldreif trug. Das hatte er nicht gethan, das war unvorsichtig gewesen, aber wer hätte auch gedacht, daß er — er — Fritz Staudner — gewiß, ganz gewiß, er war verliebt, ein anderes Gefühl war es nicht, das in ihm gährte und kochte. War's aber nicht schon öfter vorgekommen, daß ein junges Mädchen einem älteren Manne seine Neigung schenkte? Sollte denn aber der Mensch so schlecht, so treulos sein, das liebliche Kind angeführt, ihm Besprechungen gemacht haben, die er so bald nach der Abreise vergessen? Fritz Staudners Hände ballten sich, hätte er ihn hier gehabt, den Wicht, er würde ihn zerschmettert haben. Aber wäre es denn nicht gut für ihn, wenn der Rivale von selbst aus der Kampflinie weiche, war ihm dann nicht das Feld frei und offen? Ei, und nach der ersten Täuschung wendet sich ein verachtetes Herz leicht einem andern zu. Wo hatte er doch das gelesen?

Mit großen Schritten durchmaß der Erregte sein Stübchen.

„Ich wag's!“ rief er plötzlich, „ich wag's!“

Dann setzte er sich nieder, zu schreiben. Mehrmals zerriß er das weiße Blatt, endlich schien er zufrieden. Das zusammengefaltete Schreiben wurde in einen Umschlag gethan und als Aufschrift darauf gesetzt: „A. Ue. postlagernd Nr. 15 in W.“

* * *

Es ist Sonnabend der nächsten Woche, so lange hat Fräulein Alma unterlassen, nach einem postlagernden Briefe zu fragen. Heute trippelt sie wieder die Freitreppe vor der Post hinauf und drinnen ertönt die bekannte Frage: „Kein Brief für mich da? Postlagernd“ — doch sie stockt mitten in der Frage, sie hat emporgeschaut, der Herr vor ihr hat nicht das bekannte Gesicht, das sie oft hier gesehen.

Der neue Postbeamte schaut fragend aus dem kleinen Fensterchen heraus, dessen Griff er mit der rechten Hand noch festhält.

„Postlagernd, Chiffre?“

„Postlagernd, Chiffre A. Ue. Nr. 15.“

„Hier!“ und der Beamte reicht den sehnlich erwarteten Brief heraus.

Hastig ist derselbe ergriffen und in dem eleganten Täschchen verschwunden. Doch merkwürdig, in das Gefühl der Freude über das endliche Eintreffen des Briefes mischt sich leise ein anderes, das leiser Unzufriedenheit, worüber? Mechanisch ist zu Hause das Couvert aufgeschnitten, ein feiner weißer Bogen fällt auf den Tisch und Fräulein Alma beginnt zu lesen. Doch was ist das? Das Papier zittert in den kleinen Händen und jetzt lassen dieselben den Bogen gar fallen, und ein leiser Schrei tönt durch das Gemach. Hohe Röthe ergießt sich über Nacken und Wangen der Leserin, die jetzt den Brief wiederum aufgreift und noch einmal liest:

Hochverehrtes Fräulein!

Sie haben gewiß einem Unwürdigen Ihre Neigung geschenkt. Es schmerzt mich, wie ich so lange habe sehen müssen, daß Sie vergeblich warten und hoffen. Vergessen Sie den Treulosen, es schlägt für Sie hier ein treues Herz. Ein kleines Zeichen Ihrer Zuneigung würde glücklich machen

Ihren ewig treuen

Fritz Staudner.

Das war das Opus, das unser Freund Postassistent mit Mühe verfaßt, er war ein Neuling in Liebesbriefen. Und dies Opus wanderte in ein Kästchen hinter festes Schloß und festen Riegel — — — — — — — — —

Fritz Staudner war auf Reisen. Er wollte noch vor Weihnachten seine Mutter in der Reichshauptstadt besuchen. Wenn erst das Fest nahte, war wegen der Arbeit an Urlaub nicht zu denken. Er hatte einen Zug verspätet und war gezwungen, in einer Provinzialstadt zu übernachten. In seinem Hotel saß er soeben beim Abendtisch, als sich auf dem gegenüber leer gebliebenen Sitze noch ein Herr niederließ. Staudner blickte auf, hätte aber in dem Augenblick fast die Gabel aus der Hand fallen lassen; denn ihm gegenüber saß derselbe Herr, der im verflossenen Sommer bei Herrn Major Uebrecht als Aftermiether gewohnt. Ein eigenes Gefühl durchströmte den jungen Mann; war es Haß, war es Freude, er wußte es selbst nicht. Doch einen raschen Blick warf er auf die Hand da drüben, die eben zum Löffel griff. Wahrhaftig, da glänzte das goldene Reiflein und leise Beruhigung zog durch das Gemüth des Erregten. Muß denn jeder Brief, den ein junges Mädchen erwartet, ein Liebesbrief sein?

„Wir scheinen uns nicht ganz unbekannt zu sein,“ begann der Fremde, indem er den leeren Teller zurückschob. Am Tische eines Hotels knüpft sich leicht ein Gespräch an.

„Sie haben recht; wenn ich nicht sehr irre, waren Sie im Sommer zur Kur in W., dort haben Sie mich oft gesehen, wenn Sie Briefe zur Post brachten — Postassistent Fritz Staudner —“ und Fritz verbeugte sich leicht.

„Wahrhaftig, so ist es, doch erlauben Sie — Daniel Fix, Weinreisender für Collman & Co. in Hamburg.“

„Sehr angenehm!“

„Apropos,“ fuhr der Weinreisende fort, „Wie geht's meinem werthen Hauswirth und seiner hübschen Tochter Alma?“

„Danke, gut!“ war die etwas gepreßte Antwort.

„Donner,“ sagt plötzlich Herr Daniel Fix und griff an seinen Kopf,“ „wie man doch so vergeßlich sein kann, habe ich dem Fräulein ein Versprechen gegeben und —“

„Fräulein Alma hat zum öfteren nach einem postlagernden Briefe gefragt, sollte —“

„Freilich, freilich, der hängt mit meinem Versprechen zusammen. Donner ja, das ist mir nicht lieb. Wissen Sie, der alte Major ist ein leidenschaftlicher Münzensammler, er hat prächtige Exemplare in seiner Sammlung. Gelegentlich kam zwischen mir und Fräulein Alma die Rede hierauf und ich erwähnte, daß ich bei einem Händler der Reichshauptstadt einen „Kaiser Nero“ in Gold gesehen. Der Händler ist ein Bekannter von mir, müssen Sie wissen. Nicht jedem, aber mir hätte er das Prachtstück abgelassen. Das nun sollte für den alten Herrn ein Geburtstagsgeschenk aus der Hand der lieblichen Tochter werden, und ich sollte Nachricht geben, aber damit der alte Herr nichts merkte, in einem postlagernden Briefe; wahrlich es ist mir unangenehm, undankbar zu erscheinen, aber die Geschäfte —“

„Verzeihen Sie, verehrter Herr, wäre das Prachtstück noch zu haben?“

Das fragte Fritz Staudner, der in einer Stimmung war, in der er sein Gegenüber an die Brust hätte ziehen mögen.

„Ob es noch zu haben ist? Warum nicht? Woll'n sehen!“

Noch eine Weile saßen die beiden Herren bei einer Flasche Rothen der Firma Collmann und Co. aus Hamburg und Fritz Staudner hatte dem gemüthlichen Herrn sein Herz ausgeschüttet, alle seine Befürchtungen und Muthmaßungen ihm erzählt. Herr Fix lachte herzlich.

„Na, der Kaiser Nero kann Ihnen vielleicht zum Glück verhelfen, junger Mann. Wie ich höre, reisen Sie ja nach Berlin und ich werde Ihnen einen Brief an den betreffenden Händler mitgeben.“

Mit herzlichem Händedrucke schieden die beiden.

„Aber die erste Verlobungsanzeige —“

„Bekommen Sie, Herr Fix.“

— — — — — — — —

Fritz Staudner war von seiner Reise zurück. Wieder saß er, wie sonst am Schalter, klebte Marken, wog Briefe, zählte Gelder. Aber die Tage vergingen und das Antlitz, nach dem er sich sehnte, erschien nicht wieder am kleinen Fensterchen. Der erwartete Brief war ja angekommen! Na manchmal überlief es unsern Freund doch mit Grausen, wenn er an den Brief dachte. Wie war er wohl aufgenommen? Von drüben kein Zeichen, nichts! Hatte er beleidigt? Fand seine Neigung nicht Widerhall da drüben? Sein Kaiser Nero brannte ihm dann in der Tasche wie Feuer. Wie sollte er das Stück an seinen Mann bringen?

Auf das Schlackenwetter des Vorwinters war Schnee mit Eis gefolgt. Die Kleinen suchten voll Freude die Schlittenbahn. Die Großen untersuchten die Schnallen der Schlittschuhn.

Und so zieht dann an einem Sonntag Nachmittag Fritz Staudner auf der blanken Eisfläche seine eleganten Kreise. Da! Wer stößt dort vom Ufer ab und schwebt in zierlichem Bogen dahin? Fritz reibt sich die Augen, wahrhaftig, Fräulein Alma. Da heißt es handeln, die Gelegenheit bietet sich so leicht nicht wieder, und mit energischem Schwunge saust der Verliebte dahin! Was ist das? Weicht ihm das Ziel seiner Sehnsucht aus? Es scheint so. Fräulein Alma sieht ihren Anbeter nahen, eine scharfe Wendung auf den Hacken und o und ach, sie prallt mit dem dicken Provisor aus der Apotheke am Markt zusammen. Der Provisor ist verlobt, seine Braut, die von der edlen Kunst des Schlittschuhlaufens nichts versteht, sitzt am Ufer; deshalb ist der Dicke froh, daß er dem herbeisausenden Postassistenten mit einigen Worten der Entschuldigung die Sorge für das hingesunkene Fräulein Alma überlassen kann.

„Mein Fuß“, stöhnte Fräulein Alma

„Sie haben sich weh gethan.“

Sie nickte.

„Darf ich Sie nach Hause geleiten?“

„Ich bitte!“ Es war eben kein anderer Rath.

Bald waren die Schlittschuhe abgeschnallt und das Paar wandelte langsam der Stadt zu. Mit dem Fuße ging es jeden Schritt besser. Schweigen beiderseits. Die Gelegenheit war eigentlich nicht passend, man soll nicht die Noth des Anderen zu seinem Nutzen ausbeuten. Doch wann traf sich vielleicht eine bessere Gelegenheit?

„Zürnen Sie mir?“ frug Fritz leise.

„Weshalb?“

„Nun wegen des — — des — — Briefes —.“

„O — — o — — doch nicht — — aber — — ein Mißverständniß — —.“

Der Abend war herniedergekommen und die Lichter der Stadt schimmerten. Wäre doch der Weg weiter!

„Ein Mißverständniß? — —“

„Ach, bitte, lassen wir — —.“

Man war in der Nähe der Post und der Wohnung des Majors.

„Noch einen Augenblick, Fräulein Alma, ich habe da einen Kaiser Nero, Ihr Herr Vater, ich weiß, dürfte ich —“

„Einen Kaiser Nero? Woher wissen Sie —?“

Und da galt es zu erzählen mit fliegenden Worten. Man stand vor der Hausthür.

„Darf ich Ihnen vielleicht den Kaiser Nero — — —?“

„Nein, nein,“ wehrte Fräulein Alma, „führen Sie sich mit dem verhängnißvollen Geldstück beim Vater ein.“

Sie huschte in's Haus.

* * *

„Ein prächtiger Mann, auf Ehre, ein prächtiger Mensch!“

So sagte am andern Morgen der Herr Major a. D. zu seiner Tochter. Eben war Fritz Staudner aus dem Hause getreten. Er hatte sich nach dem Befinden des Fräuleins erkundigt, die Münzsammlung des alten Herrn eingehend betrachtet und der Kaiser Nero war ein Hauptstück derselben geworden.

„Wahrhaftig ein prächtiger Mensch. Freilich vom Münzwesen versteht er wenig, muß ihn in der Beziehung noch in die Schule nehmen. Aber mir das Stück zu schenken, durfte es wohl nicht annehmen, mußte partout, eigenthümlicher Mensch, würde vielleicht ein Aequivalent verlangen mit der Zeit, was er wohl meint?“

Fräulein Alma erröthete und ging hinaus.

* * *

Fritz Staudner war ein gern gesehener Gast geworden im Hause des Majors. Da er der Münzsammlung des alten Herrn großes Interesse entgegenbrachte, mehrte sich das Interesse des Sammlers an dem Schüler. Ja wenn der alte Herr manchmal gesehen hätte, wie die Augen des Postmannes oft über ein seltenes Stück der Sammlung, das eben einer genaueren Betrachtung unterworfen wurde, hinüber zum Fenster schweifte, an dem Fräulein Alma stickend saß — und den Blick, so oft es eben zugänglich war, erwiderte.

Dann wurde Fritz Staudner befördert und seine Versetzung stand bevor. Dem alten Herrn ging die Trennung nahe.

Doch wer gar nicht an Trennung dachte, waren die jungen Leute. Und so stand denn eines schönen Morgens Herr Staudner vor dem Herrn Major und bat in aller Form um die Hand der Tochter.

„Sind Sie einig mit einander?“

„Schon lange!“

„Hm, also das ist das Aequivalent für den Kaiser Nero? Wahrhaftig, nicht schlecht spekulirt. Hm, hätte ich das gedacht? Doch ich habe Sie schätzen gelernt, junger Mann, ich geöe Euch meinen Segen, Kinder, machen Sie mein Kind glücklich, Fritz!“

„Das werde ich thun!“ war die treuherzige Antwort und die Hände der beiden Männer einigten sich im kräftigen Handschlag.

Und dann kam Alma mit einer Flasche Rothen vom Hause Collmann & Co. in Hamburg.

* * *

Zum Schluß tritt noch eine vierte Person in die Handlung: die Mutter Staudners. Sie ist herbeigeeilt, das Glück ihrer Kinder zu sehen. Die Schwiegertochter gefällt ihr ausnehmend.

„Wie seid Ihr nur so rasch bekannt und einig geworden, Kinder, als Fritz mich letzthin besuchte, hat er noch gar nichts gesagt, er war freilich so zerstreut — —“

„Wie sie bekannt geworden sind?“ knurrte der alte Major, „durch meine Münzsammlung ist's gekommen!“

„Fehlgeschossen! fehlgeschossen!“ riefen die jungen Leute wie aus einem Munde, „nicht durch Deine Münzsammlung, Vater, durch die Post, durch die Post!“

Blut für Blut.

Von Wilhelm Steinpreis.

„Ich frage Dich zum letzten Male, willst Du meine Frau werden?“ Es war ein junger Bursche, der so sprach, wohl kaum 18 Jahre alt und doch zeigte der entschlossene Ausdruck seines Gesichts, daß er die Frage sehr ernst nahm. Die Angeredete war ein hübsches Mädchen, kaum der Schule entwachsen.

„Du weißt doch, daß meine Mutter dies nicht zugeben würde, selbst wenn ich es wollte,“ entgegnete sie sehr bestimmt.

„Dann verlassen wir die Stadt heimlich.“

„Niemals! Diesen Schmerz mag ich meinen Verwandten nicht zufügen; übrigens bin ich noch nicht alt genug, um zu heirathen.“

„Du willst also nicht?“

„Nein!“

„Dann trage die Folgen Deiner Weigerung!“

Bei diesen Worten zog der erzürnte Liebhaber einen Revolver und feuerte einen Schuß in das Gesicht des jungen Mädchens. Die Kugel fuhr durch ihren Kopf und sie fiel todt zur Erde, ohne einen Laut von sich zu geben.

Wie von einem bösen Traum erwachend blickte der Mörder auf sein Opfer nieder, stieß einen wilden Schrei aus und wandte sich zur Flucht. Da die That jedoch an hellem Tage und auf offener Straße geschehen war, so konnte er kaum hoffen, zu entkommen; der Schuß hatte die Aufmerksamkeit der Passanten erregt, die sich auch sogleich an die Verfolgung des Flüchtlings machten und denselben nach kurzer Zeit ergriffen; er wurde nach dem Orte des Mordes zurückgebracht, wo er zitternd gestand, die That verübt zu haben. Die inzwischen herbeigeeilten Polizeibeamten bemächtigten sich des Mörders und brachten ihn zur Station, gefolgt von einer großen Menschenmenge, welche nicht übel Lust zu haben schien, Lynchjustiz zu üben.

Unter Denjenigen, welche bei dem ermordeten Mädchen zurückgeblieben waren, befanden sich Mehrere, welche sie als die Tochter der nahebei wohnenden armen Wittwe Schulz erkannten und sich bereit erklärten, die Leiche dorthin zu tragen. Die unglückliche Mutter fiel bei dem Anblick ihres todten Kindes in Ohnmacht, während die jüngere Schwester der Verstorbenen sich auf den blutbefleckten Körper stürzte, denselben umklammerte und laut zu weinen begann; der hinzugerufene Arzt brachte die ohnmächtige Frau wieder zur Besinnung, während er in Bezug auf das junge Mädchen nur konstatiren konnte, daß dasselbe wirklich todt sei.

Der vor den Richter gebrachte Mörder gab seinen Namen als Hugo Reimann an und gestand, daß er das Mädchen, welches seine Nachbarin war und die er seit 2 Jahren kannte, erschossen habe, weil sie nicht mit ihm entfliehen und seine Frau werden wollte. Die Polizei-Akten selbst ergaben, daß er schon mehrere Male wegen Herumstreifens und Gewaltthätigkeiten bestraft war. Nachdem das Protokoll geschlossen, wurde der Tag der öffentlichen Anklage festgesetzt und der Gefangene in einer Zelle untergebracht.

Die Zuschauerräume des Gerichts-Saals waren am Terminstage bis zum letzten Platze mit Neugierigen gefüllt, welche das Erscheinen des Angeklagten mit Zischen begrüßten. Die Zeugenbänke wurden von der Wittwe Schulz mit ihrer zwölf Jahre alten Tochter Marie, den Eltern von Hugo Reimann, sowie einigen Augenzeugen des Mordes eingenommen. Nachdem der Staatsanwalt seine lange Anklageschrift vorgetragen und namentlich den schlechten Charakter des Mörders und die Brutalität seiner unerhörten That hervorgehoben hatte, beantragte er die Todesstrafe für den Angeklagten, welcher Ausspruch durch ein Beifallsgeschrei des anwesenden Publikums unterstützt wurde. Hierauf ergriff der Anwalt des jungen Menschen das Wort und suchte zu beweisen, daß sein Client an periodischem Irrsinn leide, verursacht durch eine frühere Krankheit, und daß er in einem solchen Anfalle die That begangen habe. Die Zeugenaussagen unterstützten diese Theorie jedoch nicht und nach kurzer Verhandlung wurden die Geschworenen ersucht, sich zur Berathung zurückzuziehen. Dieselben schienen Alle mit dem Urtheilsspruche des Staatsanwalts übereinzustimmen und stießen nur auf den Widerstand eines alten ehrwürdigen Collegen, welcher sich erhob und folgende Ansprache hielt: „Meine Herren, ich muß erklären, daß ich ein entschiedener Gegner der Todesstrafe bin, denn dieselbe hat alle möglichen Nachtheile für sich und bietet nicht den geringsten Nutzen; auch halte ich keine menschliche Gewalt für befugt, ein menschliches Leben zu zerstören. Die kaltblütig berechnete und vollstreckte Todesstrafe wirkt übrigens verheerend auf das Gemüth des Volkes, ohne einen anderweitigen Vortheil zu erzielen, denn das Geschehene wird dadurch nicht ungeschehen gemacht. Auch hat die Erfahrung gelehrt, daß der Mensch durch die Strafe für ein Verbrechen von dessen Verübung nicht abgehalten wird, weil er in solchem Augenblicke meistens nicht an die Folgen denkt, sondern nur der entfachten Leidenschaft folgt. Verbrechen werden aus Dummheit verübt und können nur durch richtige Erziehung und Bildung verhütet werden. Da es nun aber auch selbst einem sittlich verkommenen Menschen mit der Zeit noch möglich ist, bessere moralische Ansichten zu gewinnen, sein begangenes Verbrechen zu erkennen, bereuen und durch ein ferneres tadelloses Leben wieder gut zu machen, so ist es unnatürlich, dem Menschen diese Möglichkeit einer moralischen Wiedergeburt und daraus folgender wirklichen Sühne zu nehmen. Auch würde durch die Vollstreckung einer Todesstrafe nicht allein der Schuldige, sondern auch der Unschuldige getroffen, da die Verwandten und Freunde des Hingerichteten ebenso hart gestraft werden, als er selbst. Die Strafe ist grausam und der heutigen Civilisation widersprechend, der fortwährende Gedanke eines zum Tode Verurtheilten an sein sicher bevorstehendes Ende läßt ihn denselben tausendfach fühlen und erleben, er ist während der Zeit bis zu seiner Hinrichtung einer fortwährenden Tortur unterworfen, welche viele zum Wahnsinn treibt. Ich bitte Sie deshalb, Ihre Ansichten zu ändern und dem jungen Verbrecher Gelegenheit zu geben, sich zu bessern und so zum Bewußtsein seiner grausamen That kommen zu lassen. Ich schlage deshalb für den Angeklagten eine zehnjährige Zuchthausstrafe vor und hoffe, daß wir darin übereinstimmen werden.“

Die schlichten Worte des Redners hatten ihren Eindruck auf die übrigen Geschworenen nicht verfehlt, und nach einigem Ueberlegen stimmten sie ihrem Kollegen bei und begaben sich nach dem Gerichtssaale zurück, wo ihr Vorsitzender den Urtheilsspruch verkündete, welcher aus Rücksicht auf die Jugend des Mörders auf zehn Jahre Zuchthaus lautete. Im Zuschauerraum wurde dadurch lauter Unwillen hervorgerufen, hatte man doch bestimmt erwartet, das Todesurtheil ausgesprochen zu hören. Selbst der Verurtheilte blickte sehr erstaunt und fragend auf seine Richter, als wenn er deren Milde nicht verstehen könne. Seine Eltern jedoch vergossen Freudenthränen und näherten sich ihm, um Abschied zu nehmen. Die Wittwe Schulz verließ mit ihrer Tochter unwillig den Saal, die Strafe schien ihr zu leicht.

Nachdem die Eltern den Verurtheilten endlich verlassen hatten, wurde derselbe aus dem Saale geführt, um seine Strafe anzutreten.

* * *

Zehn Jahre sind seitdem verstrichen. Die Eltern von Hugo Reimann waren in dieser Zeit gestorben; die Wittwe Schulz lebte noch in demselben Hause bei ihrer Tochter, welche einen Eisenbahnbeamten geheirathet hatte und deren Familienleben nur noch hin und wieder durch eine Erinnerung an die todte Schwester getrübt wurde; sie hatte einen liebevollen Mann und ihr kleines einjähriges Kind, ein Knabe, vervollständigte ihr Glück.

Nach Ablauf der zehnjährigen Zuchthausstrafe wurde Hugo Reimann freigesetzt, begleitet von den besten Glückwünschen des Doktors und der Wärter, die den Gefangenen in den letzten Jahren wegen seines stillen und zurückhaltenden Wesens lieb gewonnen hatten. Es schien eine große Verwandlung in seinem Innern vorgegangen zu sein, denn das Gesicht trug den Stempel tiefer Schwermuth und sein Benehmen verrieth deutlich, daß ein verzehrender Kummer sein Gewissen bedrücke; er schien zur wirklichen Erkenntniß seiner grauenhaften That gekommen zu sein und sein reuevolles Herz verzweifelte bei dem Gedanken, daß er es nie ungeschehen machen konnte.

Der erste Gang war nach dem Hause seiner Eltern; er fand jedoch nur fremde Gesichter und erfuhr, daß die Gesuchten schon seit Jahren todt seien. Tief erschüttert verließ er die heimathliche Stätte, verzweifelte Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, von Gewissensbissen gepeinigt irrte er durch die Straßen bis sich der Abend herabsenkte; unwillkürlich hatte er sich dem Hause seiner früheren Geliebten genähert, eine fremde Gewalt schien ihn anzuziehen.

Er nahm sich vor, die Wittwe Schulz aufzusuchen und ihre Vergebung zu erbitten und so neuen Muth zum Leben zu gewinnen, welches er mit aller Möglichkeit den Unglücklichen und Bedrängten widmen wollte. Nur in solchen Gedanken fand er Ruhe. Als er sich mit diesem Vorsatze dem bekannten Hause näherte, wurde seine Aufmerksamkeit mit einem Male durch eine große Menschenmenge vor ihm und das Läuten der Feuerglocken geweckt. Jetzt erblickte er auch einen Feuerschein in der Gegend des Schulz'schen Hauses. Mit Gewalt wand er sich durch die Menschenmenge, welche vor dem brennenden Hause stand; seine Vorahnung hatte ihn nicht getäuscht, das Haus der Wittwe Schulz stand in Flammen; die durch das Feuer überraschten Bewohner kamen mit verstörten Mienen auf die Straße gestürzt und unter ihnen als die Letzte auch die Wittwe, welche ihre Tochter mit Gewalt nach sich zog. Plötzlich riß sich die Letztere los, blickte wild um sich und schrie mit herzzerreißender Stimme: „Mein Kind! rettet mein Kind, es verbrennt im Schlafzimmer!“ Da Niemand den Muth hatte, das brennende Haus zu betreten, so wollte sich die schrecklich geängstigte Mutter selbst in die Flammen stürzen, als schnell eine Mannesgestalt, welche die Worte der unglücklichen Mutter gehört hatte, aus der Menschenmenge hervorbrach und in dem brennenden Gebäude verschwand. Ein allgemeiner Ausruf der Ueberraschung erscholl von den Umstehenden, die junge Frau sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Eine erwartungsvolle Stille erfolgte, nur unterbrochen von dem Knistern und Fallen des brennenden Gebälks. Viele gaben den Fremden für verloren, doch nach einigen Minuten erschien derselbe wieder in der hellerleuchteten Hausthür, das Kind in seinen Armen. Laute Freudenschreie begrüßten sein Erscheinen, in dem Augenblicke jedoch, als er aus dem Hause herausstürzte, wurde er von einem herunterfallenden brennenden Holzstücke auf Kopf und Schulter getroffen, er taumelte noch mehrere Schritte mit dem Kinde vorwärts und sank dann schwerfällig zu Boden, halb aufgefangen von den Nahestehenden; das Kind war unbeschädigt und wurde von der glücklichen, inzwischen wieder ins Leben zurückgerufenen Mutter empfangen. Der kühne Retter schien jedoch das Bewußtsein verloren zu haben, theilnehmend näherten sich die Wittwe und ihre Tochter und ergriffen die Hände des Schwerverwundeten. Er schlug die Augen auf und blickte unruhig umher, die beiden Frauen schienen ihn nicht zu erkennen, bis sie seine Stimme vernahmen. „Frau Schulz,“ hauchte der Unglückliche, „ich fürchte, daß ich sterbe, möchte aber nicht aus der Welt scheiden, ohne Ihre Vergebung für mein schweres Verbrechen erhalten zu haben. Können Sie mir vergeben?“ „Oh Hugo, bist Du es!“ rief die alte Frau erschüttert aus, „Du, welcher meine.... aber nein, Nichts mehr davon, wir vergeben Dir von Herzen, denn Du hast gesühnt. Stirb in Frieden.“ „Habt Dank.... jetzt fühle ich leichter.... Mir ist vergeben.... Lebt wohl!“ Ein tiefer Seufzer entrang sich seinen Lippen, er war todt.

Die Voraussagungen des alten Geschworenen waren in Erfüllung gegangen, der Verbrecher hatte erkannt und gesühnt.

Wortspielerei.

Ohne Moneten werden oft Minuten zu Monaten.

Verkehrte Welt.

Backfisch (aus der Stadt, bei einer Gebirgstour): „Fabelhaft, jetzt jodeln sie hier auf dem Lande auch schon wie im Theater!“

Naiv.

Dame (zum Mädchen): „Hanni, ich glaube, es läutet!“

Mädchen: „Ja, das ist kein Anderer, als mein Franz, der schlechte, ungetreue Mensch! Es ist unter meiner Würde, ihm zu sagen: daß er mir nie mehr vor die Augen kommt!.. Bitt' schön, gnä' Frau, gehen Sie hinaus und sagen S e es ihm!“